

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 31

Artikel: Grenzsoldaten im Winterkurs
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-711288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Transport von Kriegsmaterial durch unser Land ist auf Grund des Neutralitätsbegriffes verboten, der Transport von Handelsgütern aber gestattet. Noch vor dreißig Jahren würde niemand im Ernste Anstoß genommen haben am Transit von flüssigen Brennstoffen, von Kohle usw. Wie aber heute, bei der weitgehenden Motorisierung der Heere, bei der zu gigantischer Leistungsfähigkeit entwickelten Luftwaffe? Ist es da unverständlich, wenn das, was einst als Handelsgut freies Durchfahrtsrecht hatte, heute im engsten Sinne als Kriegsmaterial bezeichnet wird?

Wie schon erwähnt, die primäre Aufgabe der schweizerischen Neutralität besteht darin, Krieg mit all seinen grausigen Begleiterscheinungen von unseren Grenzen fern zu halten. Der Erreichung dieses Zieles dient vor allem

eine hervorragend ausgebildete und ausgerüstete Armee, die auch die staatsbürgerliche Erziehung von Jugend und Volk zur Hochhaltung der **Menschlichkeit**, dient ebenso eine Politik unserer verantwortlichen Behörde, die kein Land einseitig benachteiligt oder begünstigt, also eine Außenpolitik der **Gerechtigkeit**. Dieses letztere Instrument, die Politik der Gerechtigkeit nach außen, hängt aber leider nicht allein von unserem Wünschen und Wollen ab. Ist unser Land, wie es jahrelang der Fall war, von einer einzigen Wirtschaftsgruppe umschlossen, bedeutet dies natürlicherweise, daß wir unseren Außenhandel nach dieser Mächtegruppe orientieren müssen, um leben zu können, ganz einfach deshalb, weil wir der anderen Seite weder geben noch von ihr empfangen können. Aus

der außenhandelspolitischen Gleichgewichtsverschiebung eine Verletzung der Neutralität herauslesen zu wollen, bedeutet eine Verkennung der Realitäten. Wie würde es wohl mit der wirtschaftlichen Existenzmöglichkeit der Schweiz stehen, wenn wir auch im bereits zitierten Falle der Einschließung durch eine Mächtegruppe von ihr nicht hätten nehmen wollen, was uns früher die anderen geben konnten, ihr nicht hätten liefern wollen, was wir früher nach anderen Seiten exportieren konnten? Mehr noch, würde nicht eine derartige Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, ein unbewegliches Festhalten an einer früher einmal richtigen Situation eben das bringen, was die primitivste Aufgabe der Neutralität bedeutet, nämlich den Krieg.

(Fortsetzung folgt.)

Grenzsoldaten im Winterkurs

Aus dem Winterkurs einer Geb. Br.

Vorher.

Wir zählen den dritten Tag des Jahres. Sechs Uhr früh. Auf dem Bahnsteig einer der großen Bahnhofhallen in Basel steht eine Gruppe junger Soldaten lebhaft diskutierend beisammen, feldmäßig ausgerüstet, in den Kaput gehüllt. An eine Wand gelehnt stehen unweit davon einige Paare Skier, tüchtig gewachst und dem Anscheine nach neu gespannt. In den blassen, doch männlich harten Antlitzen der Soldaten widerspiegelt sich ganz unverkennbar der Ernst der Zeit. Die Achselpatten tragen die Nummern eines Stadtbataillons.

Der Morgenschnellzug braust heran. Schon hält er still. Kurz darauf entführt er die Wehrmänner den grauen Mauern der Stadt, die in dichtem Nebel eintönig, fast gespenstig vorbeihuschen. — Bald aber offenbart sich eine neue, schönere Welt. Das vor kurzem eingesetzte Schneetreiben hält inne. Wir stoßen durch die naßgraue Nebeldecke ins Lichte. Prächtig liegen die weiten Schneefelder vor uns ausgebreitet. Himmelstürend ragen die dunklen Felsen und gleißenden Firne in das Blau des Himmels. Unser Ziel ist erreicht. Ein Gewimmel kräftiger junger Soldaten durchbrandet den Bahnhof. Doch bald steht eine tadellose Viererkolonnen blitzsauber ausgerichtet auf der Straße des Ankunftsorfes.

«Kompagnie — Achtung steht!»

Die Absätze fliegen zusammen. Straff gespannt steht jeder einzelne.

«Herr Hauptmann, melde Ihnen Kompagnie zum sechswöchigen Winterkurs.»

«Skier anschnallen!»

Tage sind verstrichen. Wir stehen nun die fünfte Woche im Winterkurs einer Gebirgsbrigade. Heute, an einem kalten Februarmorgen — das Thermometer zeigt 30 Grad Kälte — sind wir auf dem Anmarsch gegen Hochalp. Es ist noch völlig dunkel und fast gespensterhaft gleiten die Skisoldaten in ihren weißen Anzügen über den pulvrigen Schnee hinweg. Knirschend stechen die Skistöcke in das Weiß ein, gleichmäßig, eintönig, einschläfernd. Doch die bissige Kälte hält uns wach. Es dämmert. Erst jetzt erkennt man die lange Kolonne, die sich Mann hinter Mann in flottem Schritt den Weg hinan bewegt.

«Marschhalt.» Ohne weiteres treten alle nach rechts an den Wegrand und entledigen sich, oft nicht ohne leichten Anschluß, der ordentlichen Last. Was ein Gebirgssoldat im Gefecht mitzuschleppen hat, weist vielfach das respektable Gewicht von 40 kg ohne Waffe auf. Neben der persönlichen Ausrüstung sind mitzuführen: Skiutensilien, Lawinenschaukel, Sondierstange, Sanitätsbüchse, Kochapparat, Verpflegung, Schlafsack, Wolldecke, Zelt und Wäsche. Auch Waffe und Munition wollen getragen sein. Selbst mit Mg. und Minenwerfer werden von Skisoldaten höchste Gipfel gestürmt. Unwillkürlich erinnere ich mich da eines Ausspruches, den unser Herr Oberstleutnant anlässlich des Kursbeginnes geprägt: «Soldaten! Gebirgsjäger zu sein ist nicht so leicht. Es stehen Euch weder Motor- noch Pferdekräfte zu Transporten zur Verfügung. Ihr seid Euer Lasttier selbst. Schon deshalb bin ich stolz auf alle von Euch, die den Kurs 6 Wochen lang durchhalten.»

Da kommt übrigens unser Herr Oberst selber, sich nach dem Befinden seiner Leute erkundigend, militärisch, aber freundlich und teilnehmend. Ueberhaupt ist die Beziehung zwischen Offizier und Soldat hier im Gebirge sehr kameradschaftlich. Hart ist oft das Vorwärtskommen im Gebirge bei Steinschlag, Lawinengefahr und Sturm. Alle sind aufeinander angewiesen. Einzelgänger gibt es hier keine. Und dessen ist sich jeder Skisoldat bewußt. Doch vorwärts! «Lasten aufnehmen, Skier anschnallen!» und weiter geht's in fortwährend gleichem Rhythmus, mechanisch. Indessen ist die Sonne über dem Horizonte aufgestiegen.

Alarm! Mitternacht, sternenklar der Himmel. Nichts zu vernehmen, nichts zu erblicken. Doch jetzt blitzt wenige Meter vor mir ein Bajonett im fahlen Lichte des Mondes. Es gehört einer Schildwache an, die vor dem Blockhaus drüben gespannt in die Nacht hinaus horcht. Sie steckt in einem weißen Pelzmantel; über die Schuhe trägt sie pelzgefütterte Holzstiefel. Kurzes Husten, sonst kein Laut. Doch — hört, ein leises Schneerauschen. Eine Staublawine fällt irgendwo. Und jetzt — Skigleiten, eine Patrouille! Rasch rückt sie heran. «Halt, wer da?» Es sind unsere Leute, die Meldung bringen.

«Alarm, feindliche Truppen gesichtet.»

Alarm! Alarm! Jetzt fängt sich's an zu regen. Die Schlafsäcke werden abgestreift. Schuhe und Gamaschen werden vom Kamin gerissen, wohin sie zum Trocknen gelegt worden waren. Der Holzboden grrr. Dort drüben ist ein Schlaftrunkener noch nicht ganz im Bild und fragt nach dem Woher und Wohin.

Bald ist der letzte Mann marschbereit, mit Sack und Skiern. Eine Patrouille ist bereits losgezogen. Auf dem Sammelplatz wird noch organisiert. Befehle werden erteilt.

Langsam überzieht sich der Himmel. Es ist wärmer geworden — Föhn. Die Wache meldet mehrere Male Lawinen-niedergang. Kurz nach Abmarsch unseres Zuges setzt auch Schneetreiben ein. Wir haben Befehl, auf dem Kamm den Punkt 3107 möglichst gedeckt zu erklimmen und Stellung Richtung Süden zu beziehen. Unsere Lasten geben uns trotz der empfindlichen Kälte ziemlich zu schwitzen. Keuchend nehmen wir die steilen Hänge. Plötzlich schrecken wir auf. Einige Meter neben uns bricht ein größeres Schneebrett und stürzt krachend in die Tiefe. Erschrocken weichen wir zur Seite. Doch vorwärts. Fast blindlings tasten wir uns weiter. Große Flocken wirbeln durch die Luft, uns jegliche Sicht nehmend. Bereits lassen meine Handschuhe eine ungemütliche Nässe durch. Kurzer Halt. Ein böser Wind fegt uns Schneekörner ins Gesicht. Die Bretter werden abgescnallt. Zu steil. Fast kniehoch sinken wir bei jedem Schritt ein, was uns stark ermüdet. Ganz auf unser Feingefühl abstellend, waten wir unserem befohlenen Platze entgegen. — Da zerreißen ein paar durchdringende Schüsse die Nacht. Ein Sprung — und schon liegen wir in Deckung. Ruhig bleibt es. Glückliche, ein wenig verschnauft zu

haben, erheben wir uns und klimmen höher. Bald ist der Kamm erreicht. Wir haben Glück gehabt. Rasch werden mit der Schaufel Löcher und Gräben ausgehoben, die Waffen in Stellung gebracht. Der Aufstieg hat mehr als sechs Stunden gedauert, eine einzige kurze Pause ward uns gegönnt. Es dämmt bereits. Mit Tagesanbruch läßt auch das Schneegestöber etwas nach. Wir warten auf Befehle.

Kalte Nacht.

Den ganzen Tag über sind wir auf unserm Posten, richten uns im Schutze des Bergkammes ein besseres Nachtquartier ein. Eine Schneehöhle entsteht. Beim Einnachten erreicht uns die Meldung, daß einer unserer Patrouilleure seit dem Morgengrauen vermißt werde. Sofort melden sich Freiwillige, nach dem Vermißten zu suchen. An einem steilen Hang findet man verdächtige Risse. Unter Einsatz seines Lebens wagt sich ein Tapferer am Seil in die Tiefe. Doch keine Anhaltspunkte. Die Suche geht weiter. Die Leute haben seit dem Mittag nichts gegessen. Doch ihr Kamerad ist ihnen jetzt wichtiger. Erst als der Zeiger gegen die neunte Stunde rückt, stoßen sie unvermutet auf den Vermißten. Vollständig erschöpft sinkt er vor ihnen zu Boden. Er muß den ganzen Tag umhergeirrt sein. Schnell wird ein provisorischer Schlitten zusammengestellt, der Erschöpfte darauf festgebunden. Dann geht es im Eil-

tempo der Unterkunft entgegen. Eine Tasse heißen Tees erwärmt uns alle. Dann schlüpfen wir in unsere Unterkunft. Unsere Skier werden als Boden verwendet. Zelttuch, Wolldecke und Schlafsack sind Wärmespender. Müde sind wir, und wir schlafen herrlich.

«Der Feind hat sich zurückgezogen.» In aller Frühe schlürfen wir gierig einen heißen Kakao. Dann brechen wir auf. Der Punkt 4118 ist unser Ziel. Einige Traversen geben uns schwer zu schaffen. Es wird angeseilt. Die Minenwerfer werden eingesetzt, um allfällige lose Lawinen zum Absturz zu bringen. Die Besteigung gelingt. Herrlich liegen die Berge vor uns. — Aufbruch. — In Kolonne wird abgefahren. Unser Gepäck drückt nun ziemlich. Doch alle halten durch. Tiefverschneiter Tannenwald ist noch zu durchqueren. Glückliche gelingt die Abfahrt. Wir sind am Ort, und in Viererkolonne fahren wir auf.

«Kompanie — Achtung steht! Einrücken!»

Zurück.

Wieder saust der Schnellzug über die Schienenstränge des Mittellandes hinweg. Unsere Stadtsoldaten sitzen drin. Sie sind nun ausgebildete Skisoldaten. Ihre Anlitze sind heute anders geformt, eckig und hart. Energie und Mut sprechen aus ihnen. Braungebrannt und wetterfest sind sie und sehen sich alle ähnlich. Ihre Augen aber leuchten und tragen alle noch den Glanz der schönen Hochgebirgswelt in sich.

Infanterie — die schlachtentscheidende Waffe

Es gehört mit zur Tragik des kriegerischen Geschehens unserer Zeit, daß die Leistungen des infanteristischen Einzelkämpfers hinter einer überlauten Publizität zum Ruhm der Spezialwaffen und dem Raffinement der modernsten Kriegstechnik zurückstehen müssen. Trotz dem Heldenstum, das die schlichte, unauffällige infanteristische Waffe Tag für Tag an allen Fronten und auf beiden Seiten der Kriegführenden offenbart, ist von ihr kaum mehr die Rede. Ist sie deshalb minder wichtig geworden — die Infanterie? Hat sie etwa ihren Ehrentitel einer «Königin des Schlachtfeldes» abgeben müssen? Beherrscht nur mehr die Technik den Krieg und hat der Mensch als kampftscheidendes Element ausgespielt?

Alle diese Fragen stehen schon seit geraumer Zeit im Vordergrund militärischer Erörterungen und beinahe ist man geneigt, sie im Hinblick auf das neueste Geschehen an den Fronten zu bejahen. Fast scheint es, als ob das Material den Menschen zu überwinden, ihn sich untertan zu machen vermöchte.

Es wäre aber sicher unklug, so zu denken. Seit ihrem ersten Auftauchen auf den europäischen Schlachtfeldern wird die Infanterie durch das Wesen

einer hingabebereiten Selbstverständlichkeit ausgezeichnet. Diese Selbstverständlichkeit in der Erfüllung eines Befehls, auch dann, wenn dieser Auftrag mit dem bitteren Opfergang zum Sterben verbunden ist, schließt in sich jene soldatische Haltung, die trotz aller Tapferkeit, trotz ruhmvollem Glanze, eben verborgen bleibt, nicht aus dem Rahmen des Selbstverständlichen tritt. Was anderswo in die Helle der Publizität gerückt wird, ist bei der Infanterie grundlegende Voraussetzung, weil eben die schlachtentscheidende Bedeutung der Fußtruppen in dieser schlichten und anonymen Selbstverständlichkeit verankert ist.

Deshalb hat der infanteristische Einzelkämpfer auch in diesem ausgesprochenen Materialkrieg, in dem die Technik ihre größten Triumphe feiert, in dem man auch mit wirtschaftlichen Potentials wie mit industriellen Ressourcen nicht, seine kampftscheidende Bedeutung nicht verloren, sondern um ein Vielfaches gesteigert. Sein Wert kann nicht am Wert des Materials gemessen werden und sein Wesen leuchtet dort am hellsten und reinsten, wo in stiller Pflichterfüllung das Letzte und Höchste geopfert wird. «Die Infanterie ist das

Element, das stirbt!» In der steten Bereitschaft zum Sterben liegt ihre Kraft und ihre Stärke. Entscheidungen werden nur dort gefällt, wo das ganze Sein des Soldaten auf die erfolgreiche Durchführung des Auftrages gerichtet ist.

So ist denn dieser Krieg nicht nur ein Triumph der wesen- und seelenlosen Technik, sondern in viel höherem Maße ein Kampf, der den Wert der Infanterie und ihre Bedeutung als «Königin des Schlachtfeldes» immer und überall bestätigt.

Der kämpfenden Infanterie auf allen Schlachtfeldern Europas und auf beiden Seiten der Fronten sei deshalb dieses Lob gewidmet, das dieser Waffengattung nicht oft, aber dafür desto uneingeschränkter gespendet wird:

Lob des unbekanntem Infanteristen

Aeussere Ehren kennt er nicht,
Kennt nur seine harte Pflicht,
Ernst das Auge,
Blaf die Wangen,
Ruhig in den Tod gegangen.
Schlicht und tapfer,
Spät und früh,
Unverzagt im Stürmen,
Unbekannte Infanterie,
Möge Gott dich schirmen. Wm. H.